

Hebelfest und Hebelmähli

Autor(en): **Gessler, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



„Sich ächt do obe Bauwele feil?“

Hebelfest und Hebelmähli.

Von Dr. Albert Geßler, Basel.

Mit zwei Originalabbildungen nach phot. Aufnahmen von Prof. Fr. Burckhardt und einer Kopfleiste von J. Billeter, Basel.

Wo ist ein Volk, das seine Dichter ehrt? Diese Frage scheint müßig oder gar verwegen. Denn in aller Welt ehren die Völker ihre Dichter, nicht immer zur rechten Zeit, nicht immer so, daß dem Dichter die Ehrung noch bei lebendigem Leibe wohl thun kann. Aber noch kein echter Dichter ist auf ewig verkannt geblieben; die Besten seines Volkes haben ihn schließlich immer nach seinem wahren Werte geschätzt und haben wenigstens dem Toten den Lorbeer um die Stirne geflochten. Aber eben, es sind immer nur die Besten, von denen Dichter geehrt werden; die geistige Elite des Volkes allein treibt ja Litteratur und läßt sich von Dichtern aus dem gewöhnlichen Gang des Daseins in die hellen Gebiete der Phantasie führen, wo die Seele reinere Luft atmet und sich stärkt, damit aus ihr dann später wieder ein verklärender Strahl auf das weniger bewegte oder oft unschön bewegte Alltagsleben fließe.

Ich darf also ruhig fragen: Wo ist das Volk, das seine Dichter ehrt? das Wort Volk in seinem umfassendsten Sinne genommen. Vielleicht ist es aber noch besser, die Frage so zu wenden: Wo ist der Dichter, der von seinem ganzen Volke — Volk als die Gesamtheit aller Landes- und Sprachgenossen aufgefaßt — so geehrt wird, daß er einem jeden, dem Besten wie dem Geringsten, dem geistig Hochstehenden wie dem Ungebildeten als ein lieber, als der beste Freund, als der einzige bewährte Führer ins Reich des Schönen erscheint? Ich glaube, wir können die ganze Welt umwandern und werden keinen solchen Dichter finden außer Johann Peter Hebel.

Allerdings ist das Volk, das, Jung und Alt, Reich und Arm, ihn als seinen besten, seinen einzigen Dichter ehrt, kein Stamm, der über hunderte von Quadratkmeilen gesäet ist. Es ist nur ein kleiner Bruchteil des alemannischen Sprachgebietes, in welchem Hebel der Fürst der Dichter ist; aber dort ist er es ganz und wie kein zweiter Dichter mehr. „Wer sich davon überzeugen will,“ heißt es in einer ungedruckten Festrede, die am 10. Mai 1860, dem hundertsten Geburtstage Hebels, Herr

Prof. Fritz Burckhardt vor den Freunden des Dichters in Basel gehalten hat, „der besuche thalauß thalab im Wiesengebiete die Bauernstuben und sehe nach, wo in der einförmigen Büchersammlung sich nicht ein abgegriffenes und unbestäubtes Exemplar der Werke Hebels oder wenigstens seiner alemannischen Gedichte findet.“

Am den ebenerwähnten 10. Mai 1860 möchte ich nun meine Leser zurückführen, um ihnen zu zeigen, wie von diesem Jubiläumstage an die lebendige Liebe des Volkes zu seinem Dichter sich Jahr um Jahr vor Aller Augen zeigt. Das heißt, ich möchte in Kürze die Entstehung und den Verlauf des Hebelfestes schildern, welches an jedem 10. Mai in Hebels Heimatort Hausen im Wiesenthal gefeiert wird, und das trotz seiner echt ländlichen Bescheidenheit ebenso eigentümlich in seiner Art ist wie die Verehrung, die der Dichter bei dem eng eingegrenzten Völklein im Wiesenthale genießt und übrigens genossen hat, lange bevor das Hebelfest in Hausen eingerichtet worden ist.



Das Hebelhaus in Basel vor seinem Abbruch im Jahr 1890. Nach Phot. von Prof. F. Burckhardt in Basel.

Als Johann Peter Hebels hundertster Geburtstag heranrückte, wetteiferten die Freunde seiner Poesie von Basel rheinwärts bis nach Mannheim, ihn, den Liebling des Volkes, zu ehren, und besonders im Wiesenthal herrschte eine frohe Begeisterung. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1860 loderten Freudenfeuer auf allen Bergen; in Hausen vor der einfachen Kirche wurde ein Denkmal des Dichters enthüllt; die Schopzheimer Lesegesellschaft kaufte das Haus an, wo Hebels frühverstorbenen Eltern mit ihrem Knaben ihr kurzes Glück verlebte hatten; eine Hebelstiftung sollte einstmals dazu dienen, in diesem Hause verwahrloste Kinder zu verpflegen. Auch Karlsruhe hatte Mehnliches gethan, und schließlich kam auch Basel mit seinem Angebinde, vielleicht der lieblichsten unter allen den Widmungen zu Hebels Ehrengedächtnis. In derselben Gesellschaft von Hebelfreunden nämlich, in welcher die vorhin angezogene Rede gehalten worden ist, erinnerte man sich, daß Hebel, der am 22. September 1826 siebenundsechzigjährig gestorben war, nie und da den Gedanken hatte laut werden lassen, er wolle in seinem Testament eine Summe aussetzen, aus deren Zinsen den ältesten Männern seines Heimatortes jeden Sonntag Abend ein Schöppllein solle bezahlt werden. Eine echt Hebel'sche, freundliche Idee. Das war nun aus zwei Gründen unterblieben. Erstens ist Hebel unvermutet auf einer Prüfungsreise, die er als Prälat und Mitglied der Schulbehörde unternahm, in Schwyzingen vom Tode ereilt worden, ohne daß er mehr an sein Testament hätte denken können. Zweitens hatte er kurz vorher sein Vermögen beim Sturz eines Bankhauses verloren. Die in Hebels Geiste vereinigte Baslergesellschaft beschloß deshalb auf Anregung ihres schon genannten Festredners, Prof. Fritz Burckhardt, den Gedanken eines allsonntäglichen Hebel'schoppens zu verwirklichen. Eine am Festmahl herumgebotene Liste sammelte ein kleines Kapital, das durch die eifrigen Bemühungen des Chemikers Prof. Schönbein vermehrt wurde, heute Fr. 3785 beträgt und von der akademischen Gesellschaft verwaltet wird. Man sah nun aber sogleich ein, daß die Sache mit dem Schöppllein an Sonntag Abenden sich nicht gut machen lasse, und es wurde beschlossen, alljährlich am 10. Mai den zwölf ältesten Bürgern von Hausen ein einfaches Mahl, das „Hebelmäli“ zu spenden; man wollte selbst kommen und mit den Wackern zusammen speisen, Hebels gedenken und in Ehren vergnügt sein. Der Ueberschuß der Zinsen sollte an zwei unbekanntere Hochzeitspaare von Hausen verteilt und außerdem sollten den vier bravsten Schülern, zwei Knaben und zwei Mädchen, Hebels Gedichte geschenkt werden. Eine fünfgliedrige Kommission, die sich durch Cooptation ergänzt, sollte die Ausführung dieser Beschlüsse besorgen.

Das ist der Ursprung des Hebelfestes.

Seit dem Jahr 1860 fahren denn auch jeden 10. Mai die Basler, und zwar nicht nur jene fünf Kommissionsherren, sondern eine Schar Hebel'sche Freunde hinaus in das im ersten Frühlingschmuck glänzende Wiesenthal. Unterwegs verneht sich der Trupp: an

allen badischen Stationen steigen weitere Teilnehmer ein. Man kommt nach Hausen. Böller krachen, die grüne Gemeindefahne weht über dem Haupte des Bürgermeisters, die ganze Dorfschaft, zuvorderst die zwölf Alten, steht wartend da. Musik. Man steigt aus und schüttelt sich die Hände. Zuerst mustert man die Gesichter der Zwölf; es ist ein neuer drunter; er hat lange warten müssen, der Alte da, bis sein Vorgänger sein Grab „im hüele Grund“ aufgesucht hatte. Es geht nämlich in Hausen die Sage, daß, wer sein Leben bis in die Jahre der Teilnehmerschaft am Hebelmäli bringe, ein langes und gesundes Alter vor sich habe, da die frohe Erwartung des jeweiligen nächsten Festes die Lebensgeister frisch erhalte und den Tod verschende. Auch junge Leute sind da, zwanzig- bis vierzigjährige, und sie erzählen mit Stolz, daß auch sie einst als beste Schüler das „Hebelbüchlein“ errungen hätten, das höher geschätzt wird als alle Schulprämien. Es bildet sich dann ein Zug; die Musik setzt aufs Neue ein, und über den lieblichen Wiesenthal geht's zu einem einfachen Triumphbogen; er zeigt jedes Jahr dieselbe kunstlose Architektur, und jedes Jahr prangt derselbe Vers daran:

„Sind Gottwilche, wert' Gäst,
An euem hüttige Hebel'st!
Mer wend e gmuetlich Stündli ha,
Drum nemet redlich Anteil dra!“

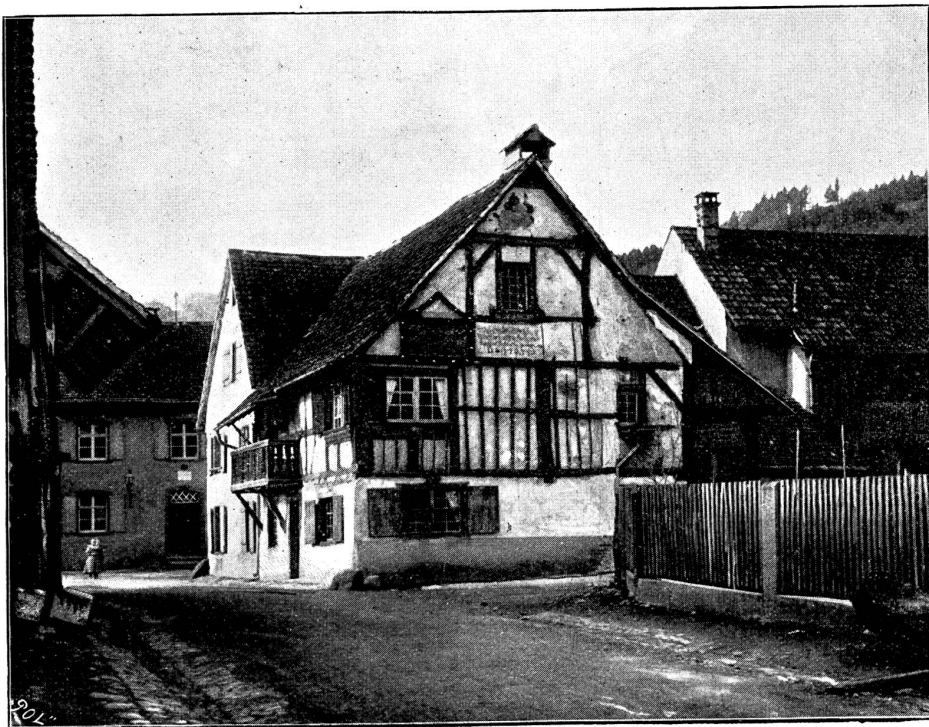
Vor dem Schul- und Gemeindehause hält der Zug; denn links, neben dem Denkmal des Dichters, stehen die Hausener Sänger und lassen das liebliche Hebel's Lied ertönen:

„Ne Gang in Ehere,
Wer will 's verwehre?“

Im Saale droben warten schon Frauen und Töchter des Dorfes. Wenn alle Gäste da sind, dicht gedrängt in dem engen Raume, begrüßt der Pfarrer des Ortes die Anwesenden und überreicht schließlich Frauen, welche verfortgeldete Kinder gut halten, Beiträge der Hausener Hebel'stiftung. Dann spricht der Vertreter der Basler Freunde — auf alemannisch, und wenn er geschlossen hat, treten die vier Schüler an, die Knaben im Sonntagsgewand, die Mädchen zum ersten Male in der Landestracht:

„mit der marggröfer Chappe,
mit de lange Zupfen und mit der längere Hor'schnuer,
mit em vierfach zjemmegesete Mayländer Halstuech.“

Alle vier recitieren Hebel'sche Gedichte, etwas schülerhaft im Ton natürlich, aber in der unverfälschten Lokalfarbe Hausens, die schon in Lörrach unten nicht mehr ganz die echt Hebel'sche ist. Es folgt die Preisverteilung: Bücher an die vier Kinder, Hochzeitsgaben in Geld an zwei Bräute. Dann geht's wieder im Zuge, ein Jahr nach dem „Aler“, im zweiten nach dem Wirtshaus „Zum Eisenwerk“. Dort setzt man sich nun zu dem fröhlichen, heimeligen, bescheidenen und doch so herzzerreuen „Hebelmäli“. Schon nach der Suppe beginnen die Toaste; das sind aber keine langweiligen Reden mit offiziellem und offiziösem Charakter. Es spricht nur der, dessen Herz etwas zu sagen hat, und wenn es alemannische Verse sind, um so besser. Vor allem wird Hebel gefeiert, ohne daß immer sein Name genannt wird; sein Geist muß nur aus den Worten strahlen, so merken alle, wohin der Dichter oder Sprecher zielt. Alle baslerischen und auch auswärtige Poeten haben am Hebelmäli dem schlichten und doch so tiefen Sänger ein oder mehrere Male ihre Huldigung dargebracht: Karl Rudolf Hagenbach, Friedrich Djer, Philipp Hindermann, Jakob Mähly und viele andere, unter denen noch der Naturforscher Peter Merian, der Kupferstecher Fr. Weber, der Architekt Paul Neber genannt sein mögen. Selbstverständlich fehlt auch nie ein Hoch auf die zwölf Alten, die freudeglänzend dasitzen und aus ihren hohen, ungesteiften Vatermördern jenseitig in die Welt und in ihr Glas blicken. Sie selbst reden nicht viel; sie drücken den alten Gästen stumm die Hand und begrüßen die neuen mit freundschaftlichem Nicken. — Eine Art Auffchwung hat das Fest seit fünf Jahren genommen. Angeregt von Basler Damen, deren immer



Das Hebelhaus in Hausen (Schwarzwald). Nach Phot. von Prof. F. Burckhardt in Basel.

eine Anzahl das „Mähli“ mitmachen, hat nämlich die Hebelgesellschaft seit einem Lustzug auch die zwölf ältesten Hausener Frauen eingeladen, nicht zum Mahle selbst, aber zu einem Kaffee mit Gugelhupf. Das ist ein Glänzen auf diesen runzelvollen Gesichtern, wenn in Niesenkannen der schwarze Trank kommt. „Wie Bummedäppeli,“ hat einmal Paul Neber gesagt, leuchten die Wänglein, und ein Geschwäg geht los, nach welchem die schweigsam trinkenden Männen fast verwundert sich umsehen. Um vier Uhr tönt Musik auf der Straße; die Schuljugend kommt, angeführt von ihren Lehrern. Schnell sind die im Hofe stehenden Tische besetzt; jedes Kind bekommt Wurst, Wein und Brot, und dazu singen sie aus vollen Kehlen muntere Lieder. Dann und wann steigt ein Knabe auf den Tisch und declamiert Hebel: „Mi Hamberch hätti glehrt;“ „Ich ächt do obe Banvele feil,“ oder zwei zusammen sagen die liebliche Wechselrede vom „Mann im Monde“ her. Kurz, oben und unten herrscht Freude, Freude in Ehren, wie Hebel sie liebte. An schönen Maitagen spazieren die Gäste gegen Abend nach Schopfheim; ist's kalt oder windig, so besteigt man schon in Hausen wieder den Zug. Im Dorfe selbst geht das Fest weiter; am Abend wird getanzt, und ob sich dann da manchmal zum „Gfang in Ehre“ auch ein „Chuß in Ehre“ gesellt, vermag ich nicht zu sagen.

Das ist das Hebelfest in Hausen, der schönste Tag im Jahre für eine ländliche Bevölkerung.

So ehrt hier ein Volk seinen Dichter, und da aus der ganzen Umgebung die Hebelfreunde nach Hausen kommen, d. h. Pfarrherren, Doktoren, Fabrikanten den Zuzug aus der Stadt verstärken, so darf man wohl sagen, daß das ganze Volk da sei; den Kern aber bildet wirklich das Volk selbst, bilden die Bauern und Arbeiter, die sich mit ihrem Dichter aufs innigste verwachsen gefühlt haben, lange bevor das Hebelfest entstanden war und die nur an jedem 10. Mai ihrer Herzensfreude Ausdruck geben.

Was ist es nun, das diesen Dichter Allen so lieb macht? Diese Frage möchte ich zum Schlusse noch stellen. Sie muß eine Frage bleiben, denn das tiefste Wesen der Poesie, das Geheimnis ihres Zaubers für die Menschenseelen wird man schwerlich je ergründen; und daß Hebels Gedichte wirkliche und wahrhaftige Poesie sind, hat noch jeder empfunden, der sie sich hat nahebetreten lassen. Man kann diese Gedichte auch nie genug lesen, sie strahlen in immer neuer Schönheit: ein untrügliches Zeichen, daß sie klassisch sind.

Ein wenig allerdings läßt sich ihr Wesen schon erklären. Sie wurzeln vor allem in einer innigen Liebe Hebels zu dem Volke, aus dessen untersten Schichten er heraufgestiegen war. Und dieser Liebe zu seinem Volke stand ein ebenso tiefes Verständnis der Natur zur Seite. Beide Gefühle waren bei Hebel weit entfernt von sentimentaler Schwärmerei; er hatte zu beiden, zu Volk und Natur, ein völlig gesundes und klares Verhältnis. Darum wäre es auch immer sein Herzenswunsch gewesen, mitten unter diesem Volke, mitten in seinem lieben matten-grünen Wiesenthale zu leben und zu sterben. Er ist je und je dorthin zurückgekehrt, und als er längst in Karlsruhe in angelehener Stellung sich befand, träumte er sich immer noch ein ländliches Ideal, ein Idyll, eine Pfarrei in Tüllingen, wo man so schön auf den Rhein und auf Basel sieht. „Aber freilich auf dem Tüllingerberge,“ schreibt er einmal, „wäre es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blüten im Frühling und wo es im Sommer donnert und blüht, als ob der jüngste Tag im Anzuge wäre. Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Morgenröte lauter Blitz sein und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrommeln werde. Wie es dann an ein Betglockläuten gehen wird von Hausen den Berg herum bis nach Efringen hinab! Wie die Leute sich die Augen reiben werden, wenn es schon tagt!“ Aus solchen Gefühlen der Sehnsucht nach seinem geliebten Oberlande sind in Karlsruhe seine Gedichte entstanden. Das

Heimweh hat das beste Teil an ihnen. In Heimweggedanken hat Hebel sich in das Wesen seines Volkes versenkt, und diese sind ihm dann zu jenen herrlichen kleinen Idyllen geworden, die seine Hauptwerke sind. Idyllen, so schlicht und wahr, wie das Leben selbst und doch verklärt von einem warmen, milden Scheine; Hebels Menschenliebe, seine stille, friedsame Seele haben diesen Schimmer gewoben, der nie verbleichen wird.

Was für einen Eindruck haben z. B. diese Gedichte auf Goethe gemacht! Der jüngere Voss, dessen Bemerkungen über Schiller und Goethe bekannt geworden sind, schreibt im Januar 1805 an einen Freund: „Ich wollte, du hättest Goethe den Abend gesehen, als er Hebels Gedichte gelesen. Nach neun Uhr abends lud er mich noch ein. Und wenn Sie im Schlafrock wären,“ sagte der Bediente, „Sie sollten nur so zu meinem gnädigen Herrn kommen; er muß Sie noch sprechen.“ Als ich kam, sprudelte ein serapiontischer Erguß über die Gedichte, der am andern Morgen um sieben Uhr schon Recension war.“

— Goethe sagt darin beäusselt, „Hebel sei im Begriff, sich einen eigenen Platz auf dem deutschen Barnaz zu erwerben.“ Dann hebt er als besondere Eigenschaft des Dichters hervor, daß er „durch glückliche Personifikation seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben“ wisse; er „verbauert“, heißt es weiter, „auf die natürl. anmutigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur Eins auszumachen scheint.“ In diesem Anthropomorphismus, in dieser Ver menschlichung der Natur liegt in der That ein Hauptreiz der Poesie Hebels, und das ganz Wunderbare daran bleibt, daß er hier ein Element, das sonst dem Volke eher unverständlich ist, das allegorische, mit einer Leichtigkeit und Sicherheit handhabt, daß jeder Leser meint, es könne gar nicht anders sein, als daß Sonne, Mond und Morgenstern, Winter, Jenner, Samstag und Sonntag und dann gar noch die Kirchtürme und die Wiese, das „narrische Dingli“ denken und reden wie unsrerer, daß sie mit uns leben als unsere täglichen vertrauten Genossen. Und ebenso eminent volkstümlich wie das Allegorische behandelt Hebel das Moralische, Didaktische und Religiöse. Fast jedem seiner Gedichte hat er einen ermahnen, belehrenden oder frommen Ton beizumischen gewußt; aber auch dieser klingt so ungefucht natürlich, so freundlich mit, daß man nie denkt: jetzt kommt noch das «fabula docet», eine „Moral von der Geschicht“. Auch das Moralische ist bei Hebel in der reichen Fülle des Poetischen aufgelöst. Man denke hier einmal an einen andern Volksschriftsteller, auch an einen Mann voll ursprünglicher Kraft, an Jeremias Gotthelf. Wie aufdringlich, wie endlos wiederholend wird hier die Moral gepredigt, wie wenig geschmackvoll das religiöse Moment den Dichtungen aufgenötigt. Ich kenne überhaupt im ganzen weiten Bereiche der deutschen Literatur nur einen einzigen Dichter, bei dem eine bewußte moralische Tendenz sich dem Leser als einen Teil der Poesie selbst zu geben vermag, und auch dieser Eine hat nur Weniges von dem Zwielen, was er geschrieben hat, zur Höhe Hebelscher poetischer Moralisierung hinaufheben können; ich meine den alten Hans Sachs.

Ich bin zu Ende und möchte nur noch ein kleines Geschichtchen erzählen. Als der Kupferstecher Friedrich Weber von Basel sein bekanntes schönes Hebelporträt vollendet hatte, wollte er einen Spruch aus Hebel darunter setzen, ein kurzes Wort, das so recht des Dichters einfaches, reiches Gemüt zeige. Er fand, wohl aus Ueberfluß an passenden Hebelworten, keines und klagte endlich einer Freundin und Kennerin Hebels seine kleine Not. Und ohne sich lange zu besinnen, nannte sie ihm denjenigen Hebelvers, welcher auch uns noch einmal den ganzen Hebel in seiner lieblichen bescheidenen Innerlichkeit vorführen soll:

„Ne freudig Stündli
Ich's nit e Fündli?“

